



Ulf Liedke

**Menschenbilder und Professionalität.
Überlegungen zum Profil diakonischer Hilfen
für Menschen mit Behinderungen im Alter**

**Studientexte
aus der
Evangelischen Hochschule
für Soziale Arbeit Dresden (FH)**

2004 : 7

Der „Bundesverband Evangelische Behindertenhilfe“ hat im Jahr 2002 Empfehlungen zur „Situation älterer Menschen mit geistigen und/oder mehrfachen Behinderungen“ verabschiedet. Auf dem Hintergrund eines diakonischen Leitbildes und der Beschreibung des Personenkreises älter werdender Menschen mit Behinderungen werden Empfehlungen zur „Ausgestaltung der Dienstleistungen entsprechend den besonderen individuellen Bedürfnissen“ gegeben.¹

Als diakonisches Leitbild halten die „Empfehlungen“ fest: „Jeder Mensch ist von Gott bejaht, darum ist er einzigartig, unverletzlich, unverfügbar und in der Verschiedenheit von gleichem Wert und von gleicher Würde. ... Würde des Menschen und Lebensrecht werden nicht gemindert durch Behinderung, Alter, Krankheit oder sozialen Status.“²

Wenig später werden „Grundbedürfnisse alt gewordener Menschen mit Behinderungen“ beschrieben: „Sie wollen nicht isoliert leben und sie möchten in der ihnen vertrauten Umgebung verbleiben. Sie brauchen gesicherte, tragfähige wirtschaftliche Grundlagen für die Gestaltung ihres Lebens im Alter. Sie wollen Pflege durch eine vertraute Person und benötigen Begleitung bei der Tagesgestaltung“. Anschließend wird auf behinderungsbedingte besondere Einschränkungen verwiesen und festgestellt: „Dies kompliziert die Gesamtsituation und spezifiziert die Bedarfe von Menschen mit Behinderungen im Alter“³.

Lässt man diese Formulierungen auf sich wirken und fragt man sich, welche Sicht auf Alter und Behinderung in ihnen zum Tragen kommt, so kommt man – das ist meine Vermutung – zu der Beobachtung, dass Alter und Behinderung hier vor allem mit Einschränkungen in Verbindung gebracht werden. Sie tauchen im Leitbild als Defizite auf, die aber die Menschenwürde nicht mindern. Ebenso dominiert in der Beschreibung der Grundbedürfnisse die Mängelperspektive: es geht um die Erhaltung des Vertrauten, um Pflege und um behinderungsspezifische Komplikationen.

¹ Der vorliegende Text war ein Vortrag im Martinstift Sohland, 9. Juni 2004

² Die Situation älterer Menschen mit geistigen und / oder mehrfachen Behinderungen. Empfehlungen des Bundesverbandes Evangelische Behindertenhilfe, 2002, S. 1.

³ A.a.O., S. 3.

Die hinter diesen Beschreibungen stehenden Erfahrungen sind real. Ich stelle sie nicht in Frage. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden sie auf vielfältige Weise ergänzen können. Aber ich halte die Beschreibung für ergänzungsfähig und ergänzungsbedürftig. Hat nicht bei ihnen das alte Fürsorgemodell Pate gestanden? Es scheint fast, als ob die Verbindung von Behinderung und Alter gewissermaßen als Doppelpack an Einschränkungen und Defiziten aufgefasst werde. Wo werden eigentlich die aktiven Seiten des Alterns berücksichtigt, wo die Fähigkeiten des Alters?

Diese Fragen sind für mich deshalb bedeutsam, weil Menschenbilder unser Handeln prägen. Sag mir, welchen Handlungskonzepten du folgst, und ich sage dir, welches Menschenbild du hast. Das Bild, das wir bewusst oder unbewusst von bestimmten Menschen haben, prägt auch unseren Umgang mit ihnen. Wenn ich jemanden als hilfsbedürftig und unselbständig ansehe, werde ich ihm weniger zutrauen, als wenn ich seine Selbständigkeit und Entwicklungsfähigkeit im Blick habe. Deshalb ist es wichtig, sich über das Menschenbild klar zu werden, das die eigene Arbeit prägt.

Deshalb möchte ich im folgenden den Zusammenhang von Menschenbildern und professionellem Handeln bedenken und Aspekte des christlichen Menschenbildes in professionelle Handlungskonzepte hinein übersetzen.

1. Menschsein im Werden.

Zum Menschenbild des christlichen Glaubens

Das Stichwort „Menschenbild“ weckt Assoziationen zur Malerei. Diese Assoziation aufgreifend möchte ich im folgenden gewissermaßen an die Staffelei herantreten, an der nicht so sehr mit Farben, sondern mehr mit Worten die Konturen eines Menschenbildes Gestalt annehmen, genauer gesagt: des christlichen.

Im Mittelpunkt des christlichen Menschenbildes steht abermals ein Bild: die Theologie zeichnet den Menschen als Bild Gottes. Sie greift damit auf die alte Schöpfungserzählung aus dem 1. Buch Mose zurück, in der es heißt: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf

sie als Mann und Weib“ (Gen 1,27). Auf den ersten Blick eine merkwürdige Vorstellung: der Mensch als Abbild, ja als Plastik Gottes. Ihre Pointe wird deutlich, wenn man sie in ihren geistesgeschichtlichen Kontext einrückt. Die Vorstellung von der Gottebenbildlichkeit stammt ursprünglich aus der ägyptischen Königsideologie. Der Pharao und nur er galt hier als Bild Gottes. Weil er von Gott geschaffen und sein Abbild war, war seine Herrschaft unantastbar. So sagt beispielsweise in einem ägyptischen Text der Gott Amon Re zum Pharao Amenophis III: „Du bist mein geliebter Sohn, aus meinen Gliedern hervorgegangen, mein Ebenbild, das ich auf der Erde eingesetzt habe.“⁴ Der Pharao sicherte seine Macht ab, indem er sie auf eine göttliche Einsetzung zurückführte. Er *allein* inszenierte sich als Ebenbild Gottes. Ganz anders in Israel. Der erste Schöpfungsbericht revolutioniert die Ebenbildlichkeitsvorstellung, indem er sie auf alle Menschen ausdehnt. In Israel ist gewissermaßen jeder ein König, jede und jeder ist unendlich wertvoll. Das ist die Würde des Menschen. Der Gedanke einer grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen gewinnt hier seine ersten Konturen.

Die Gottebenbildlichkeit ist deshalb eine emanzipatorische Idee. Sie würdigt den einzelnen Menschen als vor Gott unendlich wertvoll. Das gilt es nicht nur zu verteidigen, sondern gestaltend zu verwirklichen. Deshalb wird der Gottebenbildlichkeit erst dort entsprochen, wo Menschen auch die Rechte gewährt werden, die ihrer Würdigung durch Gott entsprechen: das Recht auf Achtung ihrer Individualität genauso wie auf gesellschaftliche Teilhabe. Das Recht auf Persönlichkeitsentfaltung und Selbstbestimmung ebenso wie die Verantwortung für die Rechte der Anderen.

Im Fortgang der biblischen Geschichte wird uns die Gestalt des gottesebenbildlichen Menschen in unterschiedlichen Farben vor Augen gemalt. Schuld und Versöhnung, Bund und Befreiung, Verletzlichkeit und Bewahrung, Versagen und Neuanfang kommen in ihnen zum Ausdruck. Ich kann diesen vielen Nuancen jetzt nicht nachgehen. Statt dessen möchte ich noch einen Blick darauf werfen, welches Porträt die Evangelien vom Menschen zeichnen.

Ich wähle eine Erzählung des Lukas. Im 13. Kapitel seines Evangeliums erzählt er von der Begegnung in einer Synagoge am Sabbat. Eine Frau ist

⁴ Claus Westermann: Genesis, Berlin: Evang. Verlagsanstalt, 1985, Teil 1: 1-3, S. 211.

anwesend, die sich ein halbes Leben lang schon nicht aufrichten kann. *„Und siehe“*, schreibt Lukas, *„eine Frau war da, die hatte seit achtzehn Jahren einen Geist, der sie krank machte; und sie war verkrümmt und konnte sich nicht mehr aufrichten.“* Natürlich können wir heute den für die damalige Zeit selbstverständlichen Gedanken nicht mehr nachvollziehen, dass ein böser Geist für ihre Krankheit verantwortlich sei. Aber dass es Lebenszusammenhänge gibt, von denen ein deprimierender, ein niederdrückender und erdrückender Geist ausgeht, dürfte uns nicht fremd sein. Lukas beginnt, uns ein Bild vor Augen zu malen. Eine Frau wird von der Last eines lähmenden Geistes niedergedrückt. Sie begegnet in der Synagoge einem Mann, von dem es heißt, dass ein lebendiger, ein befreiender Geist von ihm ausgehe. Von sich aus würde sie wohl nichts tun können. Denn: sie ist als Frau religiös nicht vollwertig und obendrein von einer Krankheit gezeichnet. Als unrein gilt sie und sie hat es seit Jahren zu spüren bekommen. Kontaktarmut wäre eine milde Umschreibung für die Isolierung, der sie schon eine Ewigkeit ausgesetzt ist. Wie eine Aussätzige wird sie auf Abstand gehalten. Eingefrorene Beziehungen allerorten. Aber an diesem Sabbat kommt es anders. Lukas schreibt: *„Als aber Jesus sie sah, rief er sie zu sich, und sprach zu ihr: Frau, sei frei von deiner Krankheit! Und legte die Hände auf sie; und sogleich richtete sie sich auf und pries Gott.“*

Wenn ich bei dieser Erzählung meinen Blick auf der porträtierten Frau ruhen lasse, fallen mir drei Pinselstriche auf. *Zunächst*: Jesus ruft sie zu sich und spricht sie an. Sie, die sonst nur einen Chor des Schweigens vernimmt, hört das Wort „Du“. Sprache kann Brücken bauen. Sie ist also *jemand*. Sie hat eine Identität, ist kein nobody. Aber es kommt noch besser: Jesus berührt sie. Er legt ihr die Hände auf. Ein Körperkontakt hebt die langjährige Kontaktsperre auf. Wir wissen, welche beruhigende und belebende Kraft solche Berührungen haben können: als Eltern und Kinder, als Liebende und Freunde. Lukas beschreibt diese Geste der körperlichen Berührung als Kraftübertragung. Der Niederdrückende muss einem aufrichtenden Geist weichen. Die Last ist ihr genommen. Sie ist entlastet. Sie ist frei. *„Sogleich richtete sie sich auf und pries Gott“*. Ich suche nach einem Titel für das Bild, das uns Lukas vor Augen gemalt hat. „Aufrechter Gang“ fällt mir ein. Denn darum geht es doch in diesem und in anderen literarischen Porträts der Evangelisten. Sie zeichnen Bilder von

Menschen, die aus dem Schatten ins Licht treten. Vom Rand kehren sie in die Mitte zurück. Menschen entdecken in der Begegnung mit Jesus ihre Stärken. Sie entwickeln sich, verändern ihre Perspektiven, lernen sich selbst neu sehen und entdecken neue Möglichkeiten und Chancen.

Natürlich bleiben dabei auch die gedeckten Farben zu sehen: Endlichkeit und Schmerz, Einschränkung und Leid, Versagen und Verlust werden nicht übermalt. Aber die entdeckten Stärken, die Lebensperspektiven, der Neubeginn und die Befreiung kommen ebenfalls zur Geltung. Gerade darin ist das christliche Menschenbild realistisch. Es weiß um die Fragmentarität des Menschseins. Es weiß aber auch um seine Möglichkeiten vor und durch Gott.

2. Übersetzungen: das christliche Menschenbild und das Konzept der Kompetenz

Wenn man vermeiden will, dass Menschenbilder nur Gegenstände für einen mehr oder weniger großen Kunstgenuss bleiben, dann muss man sie von der Staffelei abnehmen und unter die Leute bringen. Genauer: Man muss sie ins Gespräch bringen und umsetzen.

Die Diakonie steht also vor einer doppelten Aufgabe: sie muss einerseits eine eigene Identität entwickeln und formulieren. Sie muss also in ihrer Arbeit und in ihren Konzepten etwas Eigenes, Spezifisches zur Geltung bringen. Und sie muss andererseits diesen ihren spezifischen Beitrag in professionelle Handlungskonzepte hinein übersetzen. Sie muss also Anschluss gewinnen an interdisziplinär ausgearbeitete, empirisch überprüfte und methodisch ausdifferenzierte Praxiskonzepte.

Diese doppelte Aufgabe gilt im Übrigen auch in die umgekehrte Richtung. Die Diakonie muss deutlich machen können, in wiefern in den von ihr gewählten professionellen Konzepten genau das spezifisch Diakonische, ihre Identität und damit ihr besonderer Ansatz zum Tragen kommen.

Die spezifisch diakonische Perspektive habe ich mit einigen Überlegungen zum christlichen Menschenbild herauszuarbeiten versucht. Wenn ich nunmehr versuche, dessen Konturen ins Gespräch mit professionellen

Handlungskonzepten zu bringen, legt sich mir dabei das Modell der *Kompetenz* nahe. Ich zitiere eine Definition des Heilpädagogen Georg Theunissen: „*Unter Kompetenz verstehen wir die Fähigkeit, individuelle und soziale Ressourcen so zu nutzen, dass eine gegebene Situation möglichst autonom bewältigt werden und ein soziales und sinnerfülltes Leben aufrecht erhalten und weiterentwickelt werden kann.*“⁵ Das Bemerkenswerte an dieser Beschreibung scheint mir darin zu bestehen, dass die Kompetenz eines Menschen nicht durch einen statistischen Durchschnittswert und ebenso wenig mit Hilfe eines Katalogs körperlicher oder geistiger Merkmale beschrieben wird. Die Kompetenz eines Menschen ist vielmehr nur individuell zu bestimmen und richtet sich allein darauf, eine gegebene Situation unter Inanspruchnahme individueller und sozialer Ressourcen möglichst selbständig zu bewältigen. Die eine ist dazu ohne fremde Hilfe in der Lage. Der andere benötigt dafür Assistenz.

Genau davon, dass Menschen ihre Kompetenzen wiedergewinnen, dass sie aus einer Randposition in die Mitte zurückgeholt werden, dass sie aufgerichtet werden, dass ihr Rückgrat gestärkt wird, darum scheint es mir auch in den literarischen Miniaturen der Evangelien zu gehen. Die gekrümmte Frau, die aufgerichtet wird, ist ein Beispiel dafür. Das Bild vom Menschen, das uns Lukas vor Augen malt, lässt sich also gut in ein Konzept der *Kompetenzgewinnung* und *Kompetenzförderung* übersetzen.

Der Realismus des christlichen Menschenbildes besteht allerdings darin, dass es sich für die Entwicklung von Fähigkeiten und individuellen Stärken einsetzt und doch zugleich die Einschränkungen und Schwächen nicht überspielt. Die Theologie huldigt also nicht den Traumbildern des Perfekten und Vollkommenen. Vielmehr rechnet sie damit, dass das menschliche Leben ein zerbrechliches Gut ist. Zur Biographie jedes Menschen gehören auch Verletzungen. Jeder und jede lebt mit spezifischen Begabungen und Einschränkungen. Kompetenzen können gefährdet oder eingeschränkt sein. Verluste an Selbstbestimmungsfähigkeit sind in bestimmten Lebenssituationen unvermeidlich und dürfen deshalb nicht ignoriert werden. Die Theologie zeichnet also den Menschen weder grau in grau, noch in ausschließlich schreienden Farben. Ihr geht es um die Stärkung der

⁵ Georg Theunissen: Pädagogik bei geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten. – 2. überarb. u. erw. Aufl. – Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1997, S. 25.

Menschen. Sie blendet aber umgekehrt auch nicht aus, dass menschliches Leben fragmentarisch und verletzlich bleibt. Eine Definition, die der Theologe Hans Grewel über die Gesundheit gegeben hat, lässt sich m.E. gut auf den Begriff der Kompetenz übertragen. Grewel schreibt: *„Gesundheit ist weder als die ‚Abwesenheit von Krankheit‘ oder von Störungen zureichend definiert. Wir verstehen vielmehr Gesundheit als die Bereitschaft und Fähigkeit und Kraft, mit gegebenen Begrenzungen, Störungen oder Schädigungen zu leben“*⁶.

Ähnlich könnte man sagen: Kompetenz ist nicht die Abwesenheit von Störungen, sondern die Kraft, mit ihnen zu leben.

3. Diakonische Leitbilder oder: „Stärken haben alle!“

Für die Diakonie ist die Orientierung an einem realistischen Konzept von Kompetenzentwicklung nicht zuletzt deshalb interessant, weil es sie dazu herausfordert, eigene Leitbilder noch einmal zu reflektieren. Bis vor kurzem lautete das Motto der Diakonie Sachsen: „Stark für die Schwachen“. Für dieses Motto gibt es eine lange Tradition und zugleich viele gute Gründe. Die Solidarität mit den Schwachen, ihr Schutz und ihre Unterstützung sind vor diesem Hintergrund praktiziert worden. Julius Jensen, der damalige Direktor der Alsterdorfer Anstalten formulierte in einem Vortrag über „Lebensrecht und Lebenssinn der Schwachen“ (1964): *„Die Schwachen gehören zu uns und wir zu ihnen; sie sind lebendige Glieder der menschlichen Gemeinschaft“*⁷. Dem liegt die Auffassung zu Grunde: Schwächen hat jeder. Deshalb darf Schwäche und dürfen Schwache nicht ausgegrenzt werden.

Trotzdem hat die Parteinahme für die Schwachen auch ihre Ambivalenz: Der Blick fällt so stets auf das Manko, das Defizit, den Mangel. Wer aber immer auf die Schwächen schaut, wird kaum die Stärken wahrnehmen. Ungewollt legt deshalb diese Bestimmung die betroffenen Menschen auf ihre Schwäche fest.

Die Diakonie sollte deshalb in ihrer Arbeit weniger die Schwächen als vielmehr die Potentiale der Menschen in den Mittelpunkt rücken. Von Sören

⁶ Hans Grewel: Zerbrechliches Leben, in: Glaube und Lernen, 6. Jg. (1991), S. 11 f.

⁷ Julius Jensen: Lebensrecht und Lebenssinn der Schwachen, Hamburg 1964, 9.

Kierkegaard stammt der Satz „Hoffnung ist die Leidenschaft für das Mögliche“. Frei übersetzt: Diakonie ist die Leidenschaft für die Möglichkeiten, die Menschen in sich tragen: für die ungenutzten Ressourcen und verbliebenen Stärken, für die entwickelbaren Kräfte und die förderbare Selbstbestimmung. Statt „Stark für die Schwachen“ sollte es deshalb lauten: „Stärken haben alle“.

4. Im Gespräch mit der Gerontologie oder: Kompetenzen im Alter

Das Konzept der Kompetenz hat seine Relevanz auch darin, dass es heute sowohl in der Heilpädagogik als auch in der Alternswissenschaft weit verbreitet ist. Deshalb macht es Sinn, im Gespräch mit der Gerontologie deren Perspektive zu erfragen.

Auch in der Gerontologie ist über viele Jahrzehnte eine Sicht beherrschend gewesen, die das Altern vorwiegend unter den Aspekten von Einschränkungen, zurückgehenden Aktivitäten, Defiziten und zunehmender Pflegebedürftigkeit betrachtet hat. Erst in den letzten 30 Jahren ist dieses Defizitmodell des Alterns überwunden worden. Hans Thomae, Ursula Lehr, Andreas Kruse, Paul Baltes und andere haben auf der Grundlage zahlreicher empirischer Erhebungen ein realistisches Verständnis entwickelt, das Altern als eine Aufgabe im Lebenslauf begreift, die nicht nur Rückzug, sondern auch Aktivitäten, nicht nur Einschränkungen sondern auch eigene Möglichkeiten beschreibt. Nicht nur die Gefahr eines Kompetenzverlustes, sondern auch die Chance zur Kompetenzerhaltung und zum Erwerb neuer Kompetenzen gehören also zu einem differenzierten Bild des Alterns. Die zahlreichen gerontologischen Studien haben dabei zu Tage gebracht, dass die Kompetenz eines Menschen im Alter sowohl von individuellen wie auch von sozialen Faktoren abhängt.

Zu den individuellen Faktoren gehören u.a.:

- der objektive und subjektiv erlebte Gesundheitszustand
- die im Lebenslauf entwickelten Fähigkeiten und Fertigkeiten, insbesondere im Umgang mit kritischen Lebensereignissen
- die im Lebenslauf entwickelten Gewohnheiten und Lebensstile
- die subjektive Bewertung der eigenen Fähigkeiten (Selbstbild)

Zu den sozialen Faktoren gehören beispielsweise:

- der Grad der sozialen Integration (soziales Netz und gesell. Teilhabe)
- die kulturellen und sozialen Angebote und Anregungen
- die Wohnqualität⁸

Wichtig an diesen Impulsen aus der Gerontologie scheinen mir insbesondere zwei Ergebnisse zu sein: (1) Die Kompetenzen eines Menschen im Alter sind in erheblichem Maße von den Erfahrungen abhängig, die er innerhalb seines Lebenslaufes gemacht und gewonnen hat. (2) Das Maß an Kompetenz ist in erheblichem Maße von sozialen Faktoren und von der Assistenz abhängig. Auch im höheren Lebensalter können mit entsprechender Assistenz Kompetenzen erhalten oder sogar entwickelt werden.

5. Kompetenzen und Bedürfnisse von Menschen mit geistiger Behinderung im Alter

Der Heidelberger Gerontologe Andreas Kruse hat gemeinsam mit der Abt. Behindertenhilfe des DW Württemberg in der Zeit von 2000 bis 2002 eine Studie zur „Lebensqualität im Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung“ durchgeführt. An dieser Untersuchung haben 40 ältere Menschen mit geistiger Behinderung und 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter teilgenommen.⁹ Ich möchte aus den Ergebnissen dieser Untersuchung zwei Aspekte hervorheben:

(1) Sie benennt neben den möglichen Verlusten im höheren Lebensalter auch folgende *mögliche Stärken*:

⁸ Vgl. Andreas Kruse, Ursula Lehr: Reife Leistung. Psychologische Aspekte des Alterns, in: Funkkolleg Altern / hrsg. vom DIFF Tübingen, 1997, Studienbrief 2, S. 5/13.

⁹ Vgl. Andreas Kruse; Christina Ding-Greiner: Ergebnisse einer Interventionsstudie zur Förderung und Erhaltung von Selbständigkeit bei älteren Menschen mit geistiger Behinderung, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 36. Jg. (2003), H. 6, S. 463-474; Andreas Kruse: Neue Anforderungen an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Behindertenhilfe und deren Bedeutung für Aus-, Fort- und Weiterbildung, in: Lebensräume älterer Menschen mit Behinderung. Dokumentation der Beiträge zur Fachtagung am 7. Dezember 2000 in Wiesbaden / hrsg. vom Landeswohlfahrtsverband Hessen. – Kassel, 2002, S. 35-51; Andreas Kruse; Gerhard Hörschle: Lebensqualität im Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung – Projektbeschreibung und –ergebnisse – Internetveröffentlichung (www.bosch-stiftung.de), 2002.

1. Kompetenzen in der sozialen Interaktion,
2. Kompetenzen im Umgang mit den praktischen Anforderungen des Alltags,
3. Kreativität in der Gestaltung des Alltags nach Austritt aus der Werkstatt
4. Kompetenzen in der Bewältigung von Belastungen und Konflikten.“¹⁰

So haben beispielsweise Bewohnerinnen und Bewohner auch noch im höheren Lebensalter gelernt, eine Spülmaschine einzuräumen, sie haben das Weben oder Malen gelernt oder sie haben Fertigkeiten im hauswirtschaftlichen Bereich oder im Bereich der Körperpflege entwickelt. Entscheidend für die Entwicklung solcher Fähigkeiten waren einerseits die Lebenserfahrungen und Lernprozesse und andererseits ein systematisches Training, bei dem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch ein selbständigkeitsorientiertes Verhalten dazu beitrugen, dass neue alltagsbezogene Fertigkeiten erworben werden konnten. Die Studie hält fest: „Sofern ältere Menschen mit geistiger Behinderung die Möglichkeiten finden, neue Fertigkeiten im alltagspraktischen Bereich zu erwerben oder entsprechende Fertigkeiten, die bereits seit langer Zeit nicht mehr genutzt wurden, wieder zu trainieren, dann ist auch in der späten Phase des Lebenslaufs von einem Lern- und Veränderungspotenzial auszugehen.“¹¹

(2) Auch in Bezug auf die *Bedürfnisse* alter Menschen mit Behinderung kommt die Untersuchung zu einem differenzierten Ergebnis. Es werden insgesamt zwölf zentrale Bedürfnisse genannt, von denen ich nur folgende nenne:

2. Kontinuität der Lebensgewohnheiten, der räumlichen Umwelt sowie der Bezugspersonen ...
3. Aufrechterhaltung der Möglichkeiten zur beruflichen Kreativität in der vertrauten Umwelt der Werkstatt
5. Berücksichtigung der erhöhten Ermüdungstendenz sowie des vermehrten Bedürfnisses nach Entspannung und Ruhe im Alter
7. Anregung zu körperlicher, seelisch-geistiger und sozialer Aktivität. Nach Austritt aus der Werkstatt: Schaffung neuer Möglichkeiten zu einem

¹⁰ Kruse: Neue Anforderungen an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Behindertenhilfe, a.a.O., S. 42.

¹¹ Kruse, Höschele: Lebensqualität im Alter bei Menschen mit geistiger Behinderung, a.a.O., S. 7.

(sowohl individuell wie auch sozial) schöpferischen Leben.

[...]

9. Entwicklung von tagesstrukturierenden Angeboten, die auf das Bedürfnis nach Aktivität, Kreativität, Entspannung und Ruhe in gleicher Weise eingehen
10. Aufrechterhaltung der aktiven Teilhabe ... am öffentlichen Leben ...
11. Aufrechterhaltung von Selbständigkeit und Selbstverantwortung bei der Zuwendung und Betreuung.
12. Hilfe und Unterstützung bei der Auseinandersetzung mit Aufgaben, Anforderungen und Grenzsituationen¹²

6. Menschenbilder und Leitbilder.

Konkretionen für die diakonische Arbeit

Mit meinen kurzen Überlegungen habe ich das Ziel verfolgt auf drei Punkte hinzuweisen:

1. Menschenbilder prägen die konzeptionelle und praktische Arbeit der Behindertenhilfe
2. Das christliche Menschenbild betont die Annahme und Würdigung des Menschen durch und vor Gott. Menschen lernen deshalb, sich selbst anzunehmen, mit ihren Schwächen umzugehen und ihre Stärken zu entwickeln.
3. Das christliche Menschenbild muss in die fachlichen Standards, Konzepte und Programme einer professionellen heil- und sozialpädagogischen Arbeit hinein übersetzt werden. Dafür bietet sich das Konzept der Kompetenz an.

Ich versuche diesen Übersetzungsvorgang jetzt noch einmal knapp und in leitbildähnlichen Formulierungen zusammenzufassen:

1. Grundlegung:

Menschen sind Ebenbilder Gottes. Sie sind von Gott geliebt und angenommen.

¹² Kruse, Höschele, a.a.O., S. 48 f.

2. Schlussfolgerung:

Menschen haben Würde und Rechte. Sie zeichnen sich durch Stärken der Persönlichkeit aus. Alle Menschen haben die Chance zu Wachstum und Entfaltung.

3. Pädagogische Konsequenzen:

Unser Ziel ist es, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung auch im Alter ihre Kompetenzen erhalten, Fähigkeiten entwickeln und ein ihren Bedürfnissen entsprechendes, selbstbestimmtes Leben führen können.

4. Konkrete Maßnahmen:

Wir unterstützen *Bewohnerinnen* dabei, Eigenverantwortung und Selbstvertrauen zu erhalten und zu entwickeln.

Wir orientieren uns an den Stärken unserer *Bewohnerinnen* und unterstützen sie in ihrer Selbständigkeit.

Wir machen Angebote, die *Bewohnerinnen* Anregungen zu körperlichen, geistigen, spirituellen und sozialen Aktivitäten sowie zum Erwerb von Fähigkeiten und Fertigkeiten geben.

Wir achten die Lebenserfahrung unserer *Bewohnerinnen* und beziehen diese in unsere Förderangebote ein.

Wir fördern die Beziehungen zwischen den Generationen und schaffen Gelegenheiten, bei denen über Lebenserfahrungen gesprochen und Lebenswissen weitergegeben werden kann.

Wir schaffen Raum für Seelsorge und geistliches Leben.

Wir schaffen Möglichkeiten, sich mit dem Tod auseinander zu setzen und ermöglichen ein begleitetes, individuelles Sterben.

Wir achten darauf, dass *Bewohnerinnen* auch im höheren Lebensalter am sozialen und gesellschaftlichen Leben innerhalb und außerhalb des Wohnheims teilnehmen können.